



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kern, Fritz: Bethmanns Schatten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ausgegeben am 17. Dezember 1921

Der Rest ist Schweigen.

Bethmanns Schatten^{*)}

Von Fritz Kern

Das Alibi



er Staatsmann, der von sich in einem der nicht seltenen Augenblicke des Verzagens gesagt haben soll: „Ich habe Pech mit allem, was ich anfasse“, gibt es nicht auf, beweisen zu wollen, daß an dem namenlosen Rückgang seiner Kanzlerschaft andere schuld waren.

Sein Geist vermag es nicht, im Grabe seiner Politik zu ruhen. Von Bethmanns erstem Band hat eine ihm nahestehende demokratische Zeitung gesagt: „Er liebt sich, als ob man auf Watte kaut.“ Dieser nachgelassene zweite Band, im Ausdruck wohlgeglättet, mit der fleißig ausgearbeiteten, etwas gepreßten Bornehmtheit des vor der Geschichte repräsentierenden hohen Staatsbeamten, durch trockene Bildung einnehmend, mit sanfter Grämlichkeit sorgfältig die Richtigkeit des eigenen Standpunktes und die Weisheit aller Unglückschritte beweisend, vergißt sich nicht so rasch wie der erste Band. Es bleibt etwas Gewolltes in Erinnerung, ein Alibibeweis, und etwas Unbeabsichtigtes, der Eindruck, daß im Grunde nichts stärker gegen diesen Kanzler spricht, als gerade seine Behauptung, daß andere und nicht er die Politik des Deutschen Reiches machten.

Wenn der Kanzler von den Feldzugsplänen vor dem Kriege nichts gewußt hat (Seite 7 ff.), so war das seine Unterlassung. Wenn Tirpitz nach Bethmanns Behauptung nicht noch energischer auf Einsatz der Flotte gedrängt hat (Seite 8 ff.), so wird Bethmann nicht damit den Vorwurf entkräften, daß er selbst den Kaiser in seiner Abneigung gegen den Flotteneinsatz bestärken ließ und durch dessen Umgebung die „Gipsmauer“ schuf, die Tirpitz nicht durchstoßen konnte. Es ist eine wertlose Entschuldigung für die Verpöschung des Hindenburgschen Operations-

^{*)} Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege. 2. Teil. Während des Krieges. Hobbings, Berlin 1921. Nr. 36.

planes von 1915, daß Gorlice die Rumänen eingeschüchtert habe (Seite 10 ff.). Der von Hindenburg geplante Feldzug hätte das vermutlich weit nachhaltiger fertig gebracht und außerdem vielleicht den Krieg im Osten entschieden. An solcher Dialektik, die an die Schulpforter Rednereloge des jungen Bethmann, die sein Biograph rühmt, mehr erinnert als an die für einen Staatsmann erforderliche durchdringende Klarheit des Urteils, ist in dem Buch kein Mangel. Der Leser wundert sich schließlich doch, daß bei so viel Weisheit, wie sie dies Buch ausströmt, immer alles schief gehen mußte. Das sonderbarste aber bleibt in dieser Hinsicht die Behandlung des Verständigungsfriedens. Diese Utopie hält Bethmann derart fest, daß er sein Buch anlegt, als ob die Geschichte die Richtigkeit dieses seines leitenden Gedankens erwiesen hätte. Bethmanns Unklarheit, die seine Kollegen oft zur Verzweiflung brachte, und seine gute Diktion, mit der er sie vor Außenstehenden verbüllt, können an diesem Vermächtnis eines Toten noch den Historiker ungeduldig stimmen. „Zu spät und halb“, wie alle seine Schritte, ist auch diese Verteidigung.

Der Verständigungsfriede

Wie anders liest sich das Buch dort, wo der Kanzler einmal die Tatsachen auf seiner Seite hat! Durch echte und zwingende Logik schiebt zum Beispiel von vielem anderen die Darstellung des Wilsonschen Friedensschrittes ab. Gegen Bernstorff behauptet und beweist Bethmann, daß die Wilsonsche Aktion uns einen Verständigungsfrieden nicht hätte bringen können. Ebenso muß er die Vergeblichkeit seines eigenen Friedensangebotes vom Dezember 1916 schildern, obwohl er sich bemüht, seine schädlichen Folgen zurücktreten zu lassen hinter dem doch recht spärlichen und ausschließlich auf innenpolitischem Gebiet zu suchenden Nutzen. Über die Schädlichkeit der Erzbergerschen Friedensresolution vom Juli 1917 sind wir mit Bethmann einer Meinung. Und recht treffend ist folgende Anrede Lloyd Georges, die dieser heute auf den Trümmern des von ihm, nicht von dem weicheeren Briand herbeigeführten Versailler Knackoutfriedens vielleicht nicht ohne Nachdenken überlesen wird:

„Herr Lloyd George ist stolz darauf, den Sieg durch Erstickung jedes Verständigungswillens ersochten zu haben. Der Unterlegene wird die Größe der momentanen äußeren Erfolge der Sieger nicht bestreiten wollen. Den Zweifel darf er äußern, ob die Vorteile, die der Welt aus dem bis zum englischen Endsiege fortgeführten Kampf erblickt sind, das Unmaß an menschlichem Jammer und zerstörter Kulturgemeinschaft wert sind, die die Ablehnung unseres Friedensangebotes verursacht hat. Vor der Weltgeschichte war das Angebot eine sittliche Tat, die anerkannt werden wird, wenn Weltgewissen wieder erwachen sollte.“
S. 152.

Worte, wert, daß sie der Lloyd George von 1921 dem Briand unserer Lage in die Erinnerung rief! Indes sollte man nun annehmen, daß sich der Schreiber obiger Zeilen, durch den Tatsachenbeweis erdrückt, mit der sittlichen Größe seiner Verständigungs-Utopie begnügte. Aber nein, er will auch ihre politische Wichtigkeit nachweisen, und bestätigt durch diesen Endsieg des Rechthabens nur, daß er wohl auch in seiner Kanzlerzeit schwerfällig darin war, Realitäten klar zu erkennen. Auf zwei einander folgenden Seiten finden sich die Sätze:

S. 54:

„Bis zum Frühsommer 1917 haben alle Sondierungen nur ein negatives Resultat gehabt. Weder bei den Westmächten noch bei Rußland war eine Geneigtheit zum Sprechen festzustellen. Generell war die Situation die, daß die feindlichen Machthaber insgesamt wußten, die deutsche politische Leitung sei verhandlungsgeneigt, daß sie selbst aber eine ähnliche Geneigtheit auch nicht von ferne andeuteten.“

Soviel Sätze, soviel Widersprüche. Daß der Verfasser sie nicht bemerkte, bleibt bemerkenswert. Wenn die feindlichen Machthaber wußten, daß Bethmann jederzeit verhandeln wollte, so war also die Mißdeutung seiner Reichstagsreden durch die feindliche Propaganda ein bloßer Trick. Welche Schuld haben dann eigentlich die bösen deutschen „Annexionisten“ auf sich geladen? Die feindlichen Machthaber wußten ja Bescheid. Nach allgemein menschlichen Gesetzen dürfte nichts sie mehr zum Weiterkämpfen ermutigt haben, als die Friedenssehnsucht des Kanzlers, die er ihnen so deutlich machte. Sie wußten wohl auch, daß der Kanzler seinen Pessimismus zu verbergen außerstande war und daß er die ihm von andern untergelegten mannhafte Reichstagsreden melancholisch genug vortrug und kommentierte. Sie wußten auch sehr gut, denn sie selber hatten es ja veranlaßt, daß dem Kanzler fortwährend von wohlmeinenden Neutralen zugestekt wurde, er möchte durch Dämpfung des deutschen Kriegs- und Siegeswillens die friedlichen Minderheiten in den Ententeländern stärken. Als er Ende 1916 einem bekannten ihm nahestehenden Publizisten auftrag, im Hinblick auf diese, wie er jetzt bekennen muß, völlig einflußlosen Minderheiten die „Demobilmachung der Geister“ zu predigen, da war sich dieser Publizist der gefährlichen Rückwirkung auf den deutschen Volksgeist wohl bewußt. Aber er gehorchte dem Kanzler. Der Erfolg ging ausschließlich gegen uns. Man wundert sich, daß Bethmann von einem so beklagenswerten Kapitel fehlender Staatskunst zu schweigen nicht über sich gewann.

Bethmann beweist selbst, daß der Verständigungsfriede nicht erreichbar war. Er erhärtet ungewollt die Tatsache, daß das ungeschickte Streben nach einem solchen und die illusionistische Sentimentalität, an seine Möglichkeit zu glauben, uns dem Vernichtungsfrieden näher brachte, weil die seelischen und physischen Kriegsenergien dadurch bei uns sanken, auf der Gegenseite wuchsen. Es ist eine naive Spiegelfechtereie, wenn uns Bethmann demgegenüber beweisen will, daß dieser unerreichbare Verständigungsfriede wünschenswert gewesen sei (Seite 16 ff.). Daß Bethmann noch zwei Jahre nach dem Versailler Frieden seine utopisch-verständigungsfriedliche Abschiedsbitte an den Kaiser mitteilt, auf welche ihm der Kaiser die einzig richtige Antwort erteilt hat (Seite 19), wird an unpolitischem Dilettantismus nur durch die vom Volschaffer Schön ausgeplauderte Erwägung eines Bündnisses mit Frankreich nach Kriegsausbruch übertrumpft, eine peinliche Erinnerung, mit der uns ihr Urheber Bethmann allerdings verschont.

S. 55:

„Wir mußten versuchen, den friedenswilligen Minoritäten in den feindlichen Ländern zum Siege über die kriegstreibenden Elemente zu verhelfen. Ohne Bekundung unseres Friedenswillens war das nicht möglich. Schwache Mäure habe ich dabei vermieden. Meine Reichstagsreden sind im Auslande eher als Zeichen ungerechtfertigter Siegeszuversicht gedeutet worden.“

Es wäre grausam, auch die anderen Teile des Plaidoyers so scharf unter die Lupe zu nehmen. Wertvoll ist Bethmanns Darstellung seines Zwiespalts mit Sudendorff, ohne daß sie natürlich alles erzählte. Daß durch Bethmanns Sturz nichts verbessert wurde, trifft zu; aber Michaelis, Kühlmann und Hertling, unter denen das deutsche Geschick noch tiefer sank, vermögen Bethmanns Politik nicht positiv zu rechtfertigen. Für sein Alibi in Ubootsachen gilt das oben Gesagte, ebenso in der polnischen Tragikomödie, wo indes Bethmann dem Alibibeweis selbst nur zur Hälfte traut, weshalb er zur andern Hälfte dem Leser wieder zumutet, sich von der Notwendigkeit der Polenproklamation überreden zu lassen. Wäre Bethmann der kristallklare und mutige deutsche Charakter gewesen, als der er manchem galt und gilt, dann fände man doch nach einem solchen Zusammenbruch auf irgend einer Seite das erlösende Wort: Ich habe geirrt. Wir würden dann seiner Asche Frieden wünschen können, statt noch einmal mit seinem Schatten zu kämpfen.

Interessant sind Bethmanns Mitteilungen über seine Sondierungen Rußlands. Auch hier dürfte der übereifrig und ungeschickt bekundete Friedenswille (S. 54, 99, 146) den russischen Kriegswillen gestärkt haben, und mit einem so unklaren, nach England laufenden Kanzler konnte sich der Zar schwer auf Verhandlungen einlassen. Wenn aber der Zar sogar unter diesen Umständen noch nach dem Polenmanifest „nach dem Strohalm des Separatfriedens gegriffen hat“ (S. 106), wird dann nicht durch Bethmanns eigene Mitteilungen Tirpitz' Vermutung bestätigt, daß ein anderer Unterhändler bei Unterlassung des Polenmanifestes noch rechtzeitig mit den Russen ins Gespräch gekommen wäre?

Es wäre zuviel verlangt, daß Bethmann selbst begriffe, wie sehr seine Person das schwerste Hindernis für den Sonderfrieden mit dem Zaren war.

Die langen Partien des Buches, welche innerpolitische Vorgänge und Erwägungen entwickeln, fesseln in ganz anderer Weise das Interesse, als die außenpolitischen „Betrachtungen“. Dort spricht ein gewiegter Verwaltungstechniker, der auch dann etwas zu sagen hat, wo er sich verteidigt. In der Außenpolitik aber theoretisiert ein gewöhnlicher Intellekt an diplomatischen Stümpereien herum, um ihnen nachträglich ein Ansehen zu geben. Nichts ist diesem Mann von selbst zugeflossen; keine seiner Handlungen kam frei aus schöpferischem Instinkt, und so hätte er auch dies Buch so wenig von sich aus geschrieben, wie er von sich aus Kanzler war oder große Politik machte. Sondern weil er sich früher eingeredet hat, Politik machen zu müssen, hat er sich nun einreden lassen, ein Buch über Politik zu schreiben, und so hat er zum letzten Male einen Mißerfolg geerntet, indem er über eine verlorene Sache gewählte Sätze ohne Sachsubstanz spricht.

Der posthume Bethmann

Wenn von diesem Buch keine starken Wirkungen ausgehen, so ist doch unser öffentliches Leben voll von Bethmann. Zwei Charakterzüge hat er ihm tief eingepreßt: die Gewöhnung an eine schwache Regierung und das Betteln um das Vertrauen des Auslandes.

Wenn jedes Pferd nach wenigen Schritten merkt, ob sein Reiter reiten kann, so mußte auch das geduldige deutsche Volk nach einigen Jahren solcher Lenkung sich zu häumen beginnen. Erzberger eröffnete im Juli 1917 den Um-

sturz, die Männer des 9. November führten ihn fort, die autoritätslose Regierungsweise unserer Tage vollendet ihn. Der Juli 1917 warf den Kanzler, der November 1918 die schlechtvertretene Monarchie ab, und das heutige Volk gleicht einem zügellosen Traber. Das Abwerfen eines schlechten Reiters mag dem Tier vorübergehende Befriedigung gewähren, führt es aber immer tiefer in die Irre. Wem es nun aber an Selbstvertrauen fehlt, der erwartet alles vom Vertrauen der Fremden, und so mußte auf Bethmanns Verständigungsutopie das wesensverwandte, aber noch viel groteskere Revolutionsystem folgen, das sich auf Treu und Glauben dem Feind in die Hand gab. Heute sind wir beim unehrlichen Erfüllungssystem angelangt, und da wir alle Macht von uns getan, so bleibt in der Tat jetzt keine andere Hoffnung, als die auf Spaltungen in dem Bund unserer Feinde. Die Hoffnung wird in weitem Umfang enttäuschen. Wir liegen zwischen zwei Mühlfsteinen, bis die völlige Umkehr vom System Bethmann kommt, eine Umkehr, die natürlich mit jedem Schritt abwärts um soviel schwieriger geworden ist, eine Umkehr, die uns nicht mehr sofort frei machen kann, aber wenigstens ehrlich und mit wiedergewonnener Ehrlichkeit auch wieder selbstvertrauend. Solange wir wie Hans im Glück jeden neuen Sturz für den letzten und jede Hoffnung für ein Äquivalent des Verlorenen halten, lebt der Illusionsgeist Bethmanns weiter, und die Tiefenmarke unseres Sturzes ist noch nicht erreicht.



Die Verstimmung der ungebildeten Massen kann zu einer akuten Krankheit führen, gegen die wir Heilmittel besitzen; eine Verstimmung aber der gebildeten — und der wohlgefinnten — Minderheit führt zu chronischer Krankheit, deren Diagnose schwierig ist und deren Heilung langwierig. Bismarck 1895

*

Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß alle unsere Bemühungen vergeblich sind und daß vorderhand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in kurzem.

Fr. Schleiermacher an seine Braut
(31. Dezember 1808)

*

Es ist zu hoffen, daß die jetzige große Gärung den Abschaum auswirft und abwirft und die Selbständigen zutage fördert.

J. G. Seume, Apokryphen